

Eine Familiengeschichte im Zeichen von Freiheit und Widerstand

Daniila will Romane schreiben und Maschinen bauen. Doch mitten im Studium wird sie brutal aus diesem Traum gerissen, als russische Panzer ihre Heimat, die Krim, überrollen. Daniila beteiligt sich an riskanten Widerstandsaktionen, nach einer muss sie fliehen. So kommt sie bei Verwandten im Allgäu unter und stößt dort auf Spuren ihrer verschollenen Großmutter.

Viktoria Beser wollte Tierärztin werden und muss stattdessen im Schlachthaus arbeiten. Ihr Mann erniedrigt sie täglich. Nachdem ein Streit zwischen ihnen eskaliert, nimmt sie eine waghalsige Flucht aus der Sowjetunion auf sich. Nach einer Odyssee durch Europa heuert sie auf einer Safari-Lodge in Sambia an. Dort gerät sie in Konflikt mit ihren Überzeugungen – und dem Gesetz.

Flößermeister Franz Beser liebt die Herausforderung. Nicht nur beim Werben um die mit allen Wassern gewaschene Thea, sondern auch auf den gefährlichen Flussrouten. Nachdem ein Auftrag in einer Tragödie endet und seiner Zunft durch die Eisenbahn das Aus droht, führt Franz die Flößer in den Streik. Seine Gegner aber sind skrupellos ...

Henning von Tresckow ist entsetzt, als die Nationalsozialisten immer mehr Gesetze aushebeln, um Menschen zu verfolgen und zu ermorden. Schlimmer noch: Er ist Teil der Verbrechen, denn als hochrangiger Offizier schickt er Männer in den Krieg. Sein Gewissen zerreißt ihn und lässt ihn handeln.

Mit Verve und voller Mut setzt dieser faszinierende autofiktionale Roman ein Zeichen für Menschlichkeit und den bedingungslosen Einsatz dafür.

www.verlagshaus-roemerweg.de



Daniila Beser wurde 1995 geboren auf der Halbinsel Krim. Sie wuchs auf als Ukrainerin krimdeutscher Abstammung und lebt heute in Süddeutschland.

Richard Mackenrodt, geboren 1963 in Stuttgart, studierte Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften in Erlangen.

Seit 1991 lebt er als freier Autor in München und verfasste neben Romanen, Sach- und Kinderbüchern bisher Drehbücher für mehr als 20 Fernsehserien des Öffentlichen Rundfunks.

Mehr über Ideen, Autor:innen und Programm des Verlags finden Sie auf www.verlagshausroemerweg.de und in Ihrer Buchhandlung.

S. Marix Verlag

S. Marix Verlag

Daniila Beser | Richard Mackenrodt

Sonnenvögel

Daniila Beser
Richard Mackenrodt

Sonnenvögel Roman

In jeder Biografie kommt ein Wendepunkt, an welchem das Unrecht zu groß ist, um es hinzunehmen. Plötzlich geht es um mehr als das eigene Leben.

So taucht die krimdeutsche Maschinenbau-Studentin Daniila ab, um ihr Heimatland als Saboteurin zu verteidigen. Fünfzig Jahre zuvor vereitelt ihre Großmutter Viktoria auf umstrittene Weise die Jagd auf afrikanische Wildtiere. Statt sein unbeschwertes Familienleben in Oberbayern zu genießen, geht der Flößer Franz Beser auf die Barrikaden, als die Lebensgrundlage seiner Männer bedroht wird. Und in den 1930ern sieht der Wehrmachtsoffizier Henning von Tresckow sein Land in die Diktatur abgleiten und fasst mit einem Kreis von Gleichgesinnten einen weitreichenden Entschluss.

In diesem mitreißenden Roman erzählen Daniila Beser und Richard Mackenrodt über mehrere Generationen hinweg die Geschichten von vier miteinander verknüpften Schicksalen, die zeigen, dass es Mut braucht, um gegen Unterdrückung und Gewalt zu kämpfen.

© Cloudyew – stock.adobe.com

Daniila Beser
Richard Mackenrodt
Sonnenvögel

Daniila Beser
Richard Mackenrodt

Sonnenvögel

1
Franz
1868

Gute Zähne waren selten. Nur wer reich war, hatte – vor allem in fortgeschrittenem Alter – noch ein makellostes, weißes Gebiss, weil er es sich leisten konnte, die Zähne bleichen, oder, was noch teurer war, mit Keramik oder gar Gold eine unansehnliche Lücke schließen zu lassen. Unter den kleinen Leuten dagegen war es üblich, zum Fotznreißer zu gehen, wie man in Oberbayern sagte. Der griff dann zur Zange und zog den schmerzenden Zahn einfach heraus. Das tat weh, war aber auch schnell vorbei.

Unter Flößern waren vollständige Zahnreihen besonders ungewöhnlich. Diese Männer übten einen gefährlichen Beruf aus, im Laufe ihres Arbeitslebens ließ sich der eine oder andere Sturz kaum vermeiden. Wer auf dem Floß das Gleichgewicht verlor, brach sich schon mal den Arm oder das Bein, und ab und zu verlor er auch ein oder zwei Zähne. Dafür wurden Flößer aber auch überdurchschnittlich gut bezahlt, weil nur wenige Kerle für diesen Beruf geeignet waren.

Franz Beser hatte, obwohl er schon seit mehr als zehn Jahren in diesem Gewerbe arbeitete, noch immer alle Zähne im Mund. Und kein einziger davon war auch nur im Mindesten verfault, was bei einem Mann über dreißig höchst erstaunlich war.

Wo Flößer an Land gingen, wurden sie bestaunt. Kinder scharten sich um sie und bewunderten ihre kniehohen Stiefel, die exzentrischen Hüte und die bärtigen, wettergegerbten Gesichter. Auch die jungen Mädchen versuchten, sich den Anblick dieser Männer nicht entgehen zu lassen, wurden von ihren Müttern aber zumeist rechtzeitig in die Stube gerufen, bevor die Flöße in Sicht kamen. Die Betreiber der Gasthöfe an der Isar hingegen freuten sich, es kam reichlich Geld in die Kasse, wenn die Flößer bei ihnen anlegten, die bekannt dafür waren, dass sie gerne tranken und feierten.

»Ich frag mich immer, wieso du so narrisch weiße Zähne hast, Franz«, sagte der Toni, den alle *Otter* nannten, weil er die vorgeschobenen Kiefer eines Fischotters hatte.

Der Franz saß mit dem Otter nach dem Anlegen oft zusammen. Meist aßen sie und tranken dabei eine Maß nach der anderen, bis sie sternhagelvoll auf ihre Pritschen fielen. Aber heute hatte der Franz andere Pläne.

»In meiner Familie haben alle solche Zähne«, erwiderte er. *Ist auch gut so*, dachte er, *die Damen mögen das*.

Während der Otter und die anderen Flößer sich beim Schafkopfen der zweiten und bald auch der dritten Maß hingaben, zog der Franz das frische Leinenhemd aus dem kleinen Sack, den er mit sich führte, streifte es über, bändigte mit groben Fingern sein braunes, lockiges Haar, setzte den Hut wieder auf und machte sich auf den Weg. Schon von Weitem konnte er die weißen Pferdewagen in der Sonne glänzen sehen, die auf der feingekiesten Auffahrt des noblen Hotels standen. Die Sommerfrischler waren stets Leute aus den großen Städten, Angehörige der oberen Zehntausend. Münchner in der Regel, aber heute waren auch ein paar illustre Gäste aus Berlin dabei, wie Franz in einem kurzen Gespräch mit einem der Kutscher in Erfahrung brachte. Mehrere adelige Damen waren mit ihrer Entourage abgestiegen, Gattinnen von hochrangigen Staatsmännern und Militärs. Während sie sich hier ein paar Tage Erholung gönnten, waren ihre Ehemänner zu Hause geblieben, denn die hatten viel zu tun. Der sogenannte Deutsche Krieg war schließlich erst zwei Jahre her und um die neue Ordnung im Kaiserreich wurde in den hohen Kreisen noch hart verhandelt. Solche Dinge waren Franz gleichgültig, mit Politik hatte er nichts am Hut – egal, wie die Grenzen gerade gezogen wurden, Flöße würden immer gebraucht werden. Ihm gefiel es einfach, wenn schicke Frauen ohne ihre Männer unterwegs waren, das war genau das, was ihm ein Lächeln ins Gesicht zauberte. Er betrat das Hotel, aber nicht durch den Dienstboteneingang, sondern durch die Vordertür. Mit einem festen »Griass't euch!«

trat er in die mit edlen Stoffen drapierte Wirtsstube, im selben Moment konnte er das teure Eau de Toilette der hochwohlgeborenen Damen erschnupern, das seine Nase umschmeichelte. Alle Blicke wandten sich ihm zu. Franz lächelte entspannt und tippte grüßend mit dem Finger an den Hut. Im Nu hatte er überrascht, wo die Damen saßen – es waren vier – und wo ihre Angestellten, vier Zofen und zwei Männer im mittleren Alter, deren Aufmachung darauf schließen ließ, dass sie als eine Art Leibwache dienten. Der beleibte Wirt kam auf Franz zugelaufen, stellte sich ihm in den Weg und erklärte in tiefem Oberbayerisch:

»G'schloss'ne G'sellschaft. Schleich di.«

Die Leibwächter erhoben sich, und fast synchron wanderten ihre Hände zu den Griffen ihrer umgürteten Degen. Ein Bayer, der in diesen Tagen unaufgefordert die Nähe von Preußen suchte, erregte Misstrauen, schließlich hatte Bayern den Krieg an der Seite von Österreich gegen die Preußen verloren, und viele Bajuwaren, die jene Niederlage – vor allem als Soldaten – miterlebt hatten, waren nicht gut auf die Saupreißer zu sprechen.

Doch eine der Damen, die jüngste und hübscheste, wie Franz längst festgestellt hatte, zögerte nicht zu widersprechen: »Lasst ihn eintreten. Er sieht freundlich aus. Und amüsant. Sieh sich einer diese Stiefel an! Wir wollen doch auch etwas vom bayerischen Leben sehen.«

Mit leisem Knurren trat der Wirt beiseite. Franz deutete eine leichte Verbeugung an und vollführte mit der rechten Hand eine kleine Abwärtsspirale, was der humorvollen Verballhornung eines höfischen Grußes gleichkam.

»Hoherfreut«, sagte er. »Ich bin Franz, der Flößer. Mit wem habe ich das Vergnügen?«

»Er ist ganz schön frech«, meldete sich einer der Wachhunde zu Wort, doch er wurde von der Hübschen überstimmt, die Franz bat, sich zu ihnen zu setzen. Das ließ er sich nicht zweimal sagen, und auch zum Weintrinken musste er nicht lange überredet werden. Er hatte auf Frauen diese Wirkung. Warum das so war,

wusste er nicht, es war ihm auch egal. Er verstellte sich nicht, versuchte niemals etwas anderes zu sein als das, was er nun einmal war. Die junge Herrin war verheiratet mit einem preußischen Minister, was sie aber nicht davon abhielt, dem ungebildeten Flößer zu zeigen, wie spannend sie ihn fand.

»Äußerst hohe Stiefel hat er da«, sagte sie.

»Damit kein Wasser reinläuft«, erwiderte er. »Aus bestem Büffelleder.«

»Ob die mir auch stehen würden?«, fügte sie kokett hinzu.

»Kommt auf den Versuch an«, erklärte Franz, zog die Stiefel aus und stellte sie vor ihr auf den Tisch – was schon wirklich dreist war, einige Anwesende sprachlos machte und dafür sorgte, dass so manche Nase gerümpft wurde. Die Leibwächter rieten ihr ab, die Stiefel auch nur anzufassen, wenn sie sich nicht mit irgendwelchen Arme-Leute-Krankheiten anstecken wollte.

»Keine Angst«, fügte Franz hinzu, »hab sie vorhin mit Kernseife und frischem Isarwasser gebürstet. Innen wie außen. Sauber wie zwei Neugeborene nach dem ersten Bad.«

Die Minister-Gattin zog die Stiefel an, und obwohl sie ihr einige Nummern zu groß waren, stakste sie damit in der Wirtsstube auf und ab und ließ sich von ihren Mitreisenden bestätigen, wie fabelhaft sie darin aussah.

Alles Speichellecker, ging es Franz durch den Kopf, *außer ihr*. Sie gefiel ihm, weil sie nicht so gekünstelt daherredete wie die anderen und die einzige Frau im Raum war, deren Gesicht nicht unter einer dicken Schicht aus Puder begraben war. Im Laufe des Abends raunte sie ihm die Nummer ihrer Suite zu – als auch die Leibwächter sich wieder beruhigt hatten und nicht mehr jede Bewegung von Franz mit misstrauischen Blicken verfolgten. Noch später, als sich alle schon in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, wartete Franz am Isarufer, drehte sich im Mondlicht eine Zigarette und betrat, nachdem er sie aufgeraucht hatte, das feine Hotel erneut, diesmal durch einen rückwärtigen Eingang. Der war zwar abgeschlossen, wie alle anderen Türen auch, aber Franz hatte stets

ein paar kleine Metallstifte in der Hosentasche und war geschickt im Öffnen von Schlössern. Er wusste, in welchen Zimmern die Wachhunde lagen, ihr Schnarchen war nicht zu überhören. Die beiden hatten kräftig dem Wein zugesprochen. Wenn die erst einmal schliefen, dann schliefen sie. Als er in die Suite trat, saß Agnes auf ihrem riesigen Bett, hatte das Haar geöffnet, das ihr nun weich auf die Schultern fiel, und trug ein dünnes Nachtwand. Ihre leicht geröteten Wangen offenbarten, dass ihre Aufregung größer war, als sie zeigen wollte. Sie war sich nicht sicher gewesen, ob er kommen würde, aber da stand er vor ihr, dieser hünenhafte, kraftstrotzende Kerl mit dem unverschämten Lächeln. Nur ihre Zofe, die im Nebenraum das Ohr an die Tür gepresst hatte, hörte, was in dieser Nacht im Zimmer der Herrin vor sich ging.

2 Viktoria 1947

Im Alter von neun Jahren begriff Viktoria, dass mit der Welt etwas nicht stimmen konnte.

Sie begleitete ihren Vater, der im Morgengrauen mit dem Ochsenkarren nach Beloyarka fuhr, um dort auf dem Markt Weißkohl, Tomaten, Gurken und Äpfel zu verkaufen. Viktoria war aufgeregt; es war das erste Mal, dass sie mitdurfte. Bisher war sie aus Konstantinowka nie herausgekommen. Auf dem Weg in den Nachbarort wunderte sie sich darüber, dass alles so anders aussah als zu Hause. Karg und trocken war die Landschaft und lange nicht so grün wie im Dorf.

»Das liegt daran, dass wir alles sehr gut bewässern, mein Goldstück«, sagte ihr Vater. »Zum Glück haben wir ein paar Leute, die sich damit auskennen. Deswegen können wir unser Obst und Gemüse zu so guten Preisen verkaufen.«

Bis kurz vor Beloyarka sagte er nichts mehr, das Quietschen und Knarren des Karrens war alles, was Viktoria hörte. Doch als die ersten Häuser und Schuppen in Sicht kamen, beugte er sich zu ihr hinunter und erklärte:

»Besser, du sagst nichts, solange wir auf dem Markt sind. Unsere Sprache ist hier nicht sehr beliebt. Sie wissen zwar auch so, welcher Abstammung wir sind, aber solange wir Kasachisch reden und ihnen gute Ware verkaufen, sehen sie darüber hinweg.«

Später auf dem Markt schwieg Viktoria, so gut sie konnte. Das fiel ihr nicht leicht, weil sie gerne redete. Überhaupt bereitete ihr alles, was Geräusche verursachte, großes Vergnügen. Sie hatte Spaß am Singen, mochte es, mit den Fingern auf alten Blechkisten herumzutrommeln, und sie pupste auch gerne – aber nur, wenn sie alleine war, denn sie wusste schon, dass sich das nicht gehörte. Doch wenn Papa sie jetzt bat, den Mund zu halten, versuchte sie, das zu beherzigen. Sie hatte so lange darum gebettelt, mit auf den

Markt zu dürfen, da wollte sie es jetzt nicht versauen. Papa begrüßte die anderen Händler und Händlerinnen auf Kasachisch. Eine Frau strich Viktoria mit der Hand übers Haar, lächelte und sagte etwas, das sie nicht verstand.

»Köp raqmet«, flüsterte Viktoria nur, was *Danke sehr* bedeutete und fast schon das Einzige war, das sie in der Landessprache sagen konnte.

Papa hatte ihr eingeschärft, seinen Stand auf keinen Fall zu verlassen. Er wollte nicht, dass sie sich verliebte und er sie suchen musste. Also traute sie sich nur wenige Schritte fort, obwohl sie sehr neugierig war auf alles, was es hier zu sehen gab. Neben an war ein Imker, der seinen Honig verkaufte, eine Frau bot allerlei selbstgetöpferte Teller und Schalen an. Doch ein Mann, zwei Stände weiter, erregte Viktorias besondere Aufmerksamkeit. Er verkaufte nichts, stattdessen brachten die Leute ihre Tiere zu ihm – Schafe, Ziegen und Hunde. Der Mann tastete an den Viechern herum, schaute ihnen in den Hals und zog ihnen Dornen aus den Pfoten.

»Papa, was macht der da?«, raunte Viktoria ihrem Vater zu. Leise, damit niemand sonst es hörte.

»Na, was glaubst du wohl?«, fragte er zurück und schmunzelte über ihre Unwissenheit. »Das ist ein Tierarzt. Er hilft kranken Tieren, wieder gesund zu werden.«

Viktoria lief ein Schauer durch den Körper, in ihr regte sich etwas, das sie selbst noch gar nicht benennen konnte. Erst Stunden später, während der Heimfahrt auf dem Ochsenkarren, fand sie Worte dafür.

»Papa«, erklärte sie, »wenn ich groß bin, will ich auch Tierärztin werden.«

Er wandte sich ihr zu. Wieder lächelte er. Und sagte: »Mein Goldstück, das wird nicht gehen.«

»Wieso denn nicht?«

»Na, weil du aus Konstantinowka bist. Aus dem *deutschen Dorf*, wie die Kasachen zu sagen pflegen. Wir dürfen Landwirt-

schaft betreiben. Und alles, was nötig ist, um unsere Kolchosa am Laufen zu halten. Aber sonst nichts. Bis vor Kurzem durften wir das Dorf nicht einmal verlassen. Außerdem bist du ein Mädchen.«

»Ja, und?«

»Um Tierarzt zu werden, musst du Tiermedizin studieren. Einem Mädchen aus Konstantinowka würden die Sowjets das niemals erlauben.«

»Aber Papa, ich liebe Tiere so sehr«, entgegnete Viktoria. »Alle, groß und klein. Ich möchte das so gerne. Wie kann es sein, dass ich es nicht darf?«

Die Enttäuschung in den Augen seiner Tochter schmerzte ihn. Er wusste, sie sagte das nicht nur so dahin. Schon als Kleinkind hatte Viktoria ein großes Herz für Tiere gehabt. Nie hatte sie eine Fliege erschlagen, und wenn eine Spinne im Haus ein Netz gesponnen hatte, war Viktoria auf einen Stuhl oder auf den Schrank gestiegen und hatte sie vor dem Besen gerettet, indem sie den Achtfüßler in ein Glas gesteckt und draußen freigelassen hatte. Er erinnerte sich auch noch gut daran, wie Viktoria vor zwei Jahren eine streunende, rüddige Katze mit einer Metallschere aus einem Zaun befreit hatte, obwohl sie kaum groß genug gewesen war, die Schere überhaupt zu bedienen.

Als ihm wenige Wochen später in einem kleinen Gemischtwarenladen in Kara-Buka ein nur leicht abgestoßener französischer Bildband über afrikanische Tiere in die Hände fiel, konnte er nicht anders, als dieses eigentlich viel zu teure Buch zu kaufen und es seiner Tochter mitzubringen. Er hatte zwar angenommen, sie würde sich darüber freuen, aber wie sehr sie das tat, überraschte ihn dann doch. Viktoria konnte zuerst gar nicht fassen, dass dieses große, glänzende Buch ihr gehören sollte. Mit vorsichtiger Ehrfurcht blätterte sie die ersten Seiten um und wagte kaum zu atmen, als könne sie den kostbaren Moment dadurch zerstören.

In der Schule sollten die Kinder kurze Zeit später ihr Lieblingstier zeichnen. Die Lehrerin blickte Viktoria dabei irritiert über die Schulter.

»Was soll das denn werden?«, fragte sie. »Kein Tier hat einen so langen Hals. Du sollst kein Fantasiewesen zeichnen, sondern etwas, das es auch wirklich gibt.«

»Das gibt es ja«, erwiderte Viktoria. »Es ist über fünf Meter hoch und hat eine blaue Zunge. Eines Tages werde ich es mit eigenen Augen sehen.«

Am nächsten Tag mussten Viktorias Eltern in der Schule erscheinen und sich anhören, ihre Tochter würde im Unterricht erfundene Geschichten verbreiten. Doch sie hatten den Bildband mitgebracht und konnten Viktorias Behauptungen damit beweisen, sehr zum Leidwesen der Lehrerin, die sich bloßgestellt fühlte, weil sie nicht in der Lage gewesen war, die Zeichnung als das Abbild einer Giraffe zu erkennen.

Viktoria bekam ihr Bild trotzdem nicht zurück, sondern musste ein neues anfertigen, das ein Tier zeigen sollte, das – wenn schon nicht in Kasachstan – dann doch wenigstens in der Sowjetunion vorkam. Sie entschloss sich, die Lehrerin zu ärgern, aber auf eine Weise, die ihr keinen erneuten Tadel einbringen würde. Viktoria wusste, dass die Frau Angst vor Spinnen hatte – so zeichnete sie auf das größte Blatt Papier, das sie finden konnte, das nahezu naturgetreue Abbild einer Schwarzen Witwe: acht lange, dünne Beine und ein fast kugelrunder, samtschwarzer Körper mit orangerot leuchtenden Punkten. Als Viktoria ihre sehr gelungene Zeichnung abgab, riss die Lehrerin die Augen auf und hielt den Atem an. Mit mühsam unterdrückter Wut blickte sie hinunter auf das zierliche Mädchen mit dem schulterlangen, dunkelbraunen Haar und den graublauen Augen und sagte: »Du hast etwas Bösesartiges in dir.«

»Warum?«, erwiderte Viktoria. »Ich habe doch nur eine Spinne gezeichnet.«

»Du wirst niemals deinen Fuß auf afrikanischen Boden setzen, hörst du? Die Giraffe in deinem komischen Buch ist die einzige, die du je sehen wirst.«

»Und wieso?«, wagte es Viktoria zu fragen. »Weil Sie das so wollen?«

»Nicht ich, du dummes Kind. Sondern Josef Wissarionowitsch Stalin. Er hasst uns, weil wir deutscher Abstammung sind. Er kann nur nicht alle auf einmal töten, die er hasst. Aber wenn ich ihm dein Bild von der Giraffe zeige, kommt er und holt dich.«

Im Alter von drei Jahren war Viktoria, gemeinsam mit ihren Eltern und vielen anderen Menschen, deportiert worden. Sie konnte sich daran zwar nicht mehr erinnern, wusste aber, dass man dazu *Zwangsumsiedlung* sagte. Zuvor hatten sie auf der Krim im Süden der Ukraine gelebt. Mama und Papa hatten deutsche Vorfahren und waren sogenannte Krimdeutsche. Obwohl die Besers schon seit weit mehr als hundert Jahren in Koltshuhyne gelebt hatten, waren sie nach Beginn des Zweiten Weltkriegs als potenzielles Sicherheitsrisiko eingestuft worden, als mögliche Kollaborateure der Nationalsozialisten. Sie wurden, wie viele andere auch, nach Kasachstan gebracht, wo sie zunächst in einem Arbeitslager hatten leben müssen. Nur weil Viktorias Vater ein erfahrener Landwirt war, wurden sie in den folgenden Jahren nicht weiter nach Sibirien oder in die Uralregion deportiert, sondern durften in Kasachstan bleiben und bekamen als Wohnort das Dorf Konstantinowka zugewiesen, das eine Kolchose bildete und in dem fast ausschließlich Menschen mit exildeutschem Hintergrund lebten. Als Viktoria in die erste Klasse der kleinen Dorfschule gekommen war, hatten ihre Eltern ihr all das erzählt, um ihr Klarheit über ihre Herkunft zu verschaffen. Aber erreicht hatten sie damit das Gegenteil. Viktoria wusste danach nicht mehr: War sie Deutsche? Ukrainerin? Kasachin? Sowjetbürgerin? Und war das überhaupt wichtig? Andere Dinge, das spürte Viktoria ganz genau, waren doch viel wichtiger.

Aber als sie von der Lehrerin nun zum ersten Mal den Namen von Generalsekretär Stalin hörte, und was dieser Mann mit ihr und ihrer Familie angeblich anstellen würde, da wusste Viktoria endgültig und mit durchschlagender Wucht, dass mit der Welt eindeutig etwas nicht in Ordnung war.

3 Henning 1924

Nach dem Erwachen versuchte er stets, die Augen noch eine Weile geschlossen zu lassen. Er war davon überzeugt, dass das, was wir sahen, alle anderen Sinne zu dominieren versuchte, deswegen wollte er warten, bis er sich mit Hilfe seiner anderen Sinnesorgane einen Eindruck vom beginnenden Tag verschafft haben würde. Die Tür zum Balkon der Suite stand offen, die Drosseln gaben ihr allmorgendliches, vielstimmiges Gratiskonzert. Von ihrer Bühne auf den Platanen und Pfirsichbäumen drang das melodiose Zwitschern ins Innere des Hotel Londres, mitten in der Stadt. Zudem vernahm er unten auf den Straßen auch schon die ersten Kraftwagen, vermutlich amerikanische Fabrikate, mit denen Waren geliefert oder Touristen zur *Estación central* gebracht wurden. Den Unterschied zwischen amerikanischen und europäischen Motoren hätte er zwar mit bloßem Gehör nicht bestimmen können, aber er war nun immerhin schon einige Wochen in Santiago und wusste ziemlich genau, was für Straßenkreuzer hier unterwegs waren. Noch immer öffnete er die Augen nicht. Er schnupperte am dünnen Bettlaken, das nach einer Mischung aus Stärke, Lavendel und Oleander duftete, besser sogar als die Laken in den Hotels von Rio und Buenos Aires. Was den Moment aber erst perfekt machte, war, dass sich der Duft mit dem von Antonella vermischte, auf eine Weise, die ihm ein Lächeln ins Gesicht schob.

»¿Por qué estás sonriendo así?«, fragte sie mit ihrer zwar weichen, für eine junge Frau aber trotzdem fast schon ein wenig zu tiefen Stimme. »Warum lächelst du so?«

»Porque sé que serás lo primero que veré hoy«, erwiderte er. »Weil ich weiß, dass du gleich das Erste sein wirst, das ich heute sehen werde.«

»Tu español está mejorando«, lobte Antonella. »Dein Spanisch wird besser.«

»Tengo una buena maestra.« – »Ich habe eine gute Lehrerin.«

Sie nannte ihn einen *rallador de regaliz*, einen Süßholzraspler. Er öffnete die Augen, sah, wie sie das Bettlaken beiseiteschob, aufstand und in das Kleid schlüpfte, das er ihr gestern Abend ausgezogen hatte. Er protestierte gegen ihren frühen Aufbruch, wie er es jeden Morgen tat, worauf sie wiederum – wie stets in den letzten beiden Wochen – erklärte, dass sie zur Arbeit musste, denn leider hatte sie nicht, so wie er, ein Vermögen als Börsenmakler gemacht. Sie war kaum fort, da klopfte es an die Verbindungstür zur Nachbarsuite.

»Kurt, was ist los?«, rief er.

Die Tür öffnete sich einen Spaltbreit, das hagere Gesicht eines Mannes mit hoher Stirn und schon leicht schütterem Haar erschien im Halbschatten.

»Zeit fürs Frühstück«, stellte der Gefährte fest, der nebenan residierte.

»Sag mal, alter Mann«, erklärte Henning, ohne sich auch nur aufzusetzen, »ich habe gestern endlich das Buch gelesen, mit dem du so viel Aufmerksamkeit auf dich gezogen hast.«

»Hör endlich auf, mich so zu nennen.«

»Wieso? Du bist mir sieben Jahre voraus. Dreißig, das ist schon biblisch.«

»Hat es dir gefallen?«, fragte Kurt.

»Ich weiß nicht so recht«, gab Henning zu.

Während er nach dem Buch griff, das auf dem Nachttischchen lag, kam Kurt herein, um sich dem Urteil des Freundes zu stellen.

»Ich habe eine Seite markiert«, sagte Henning.

»Mit einem Eselsohr?«, empörte sich Kurt. »Wie kannst du nur?«

»Es ist nur Papier«, führte Henning als Entschuldigung an und hob das aufgeschlagene Buch über seinen Kopf. »Also, pass auf, hier schreibst du: *Er ist der Führer; ihm jubelt jeder zu; ihm gehorcht auch ein jeder. Und warum? Weil er eine eigentümliche Gewalt ausübt: Er ist ein Herrscher der Seelen.*«